

sischen Pärchens, das vom »Baum der Erkenntnis von Gut und Böse« stahl. Man dürfte nun durchaus auch Platons verführerische Provisorium nachhaltiger und lebenskonformer optimieren und sagen: »Ich weiß (nicht nur, dass ich nicht weiß, sondern auch), dass ich ausgezeichnet fantasieren muss!« Denn Denken hat (seit der kognitiven Revolution) nichts mit Wissen zu tun, sondern ist auf das Handeln ausgerichtet. Das Handeln wird geführt durch das (abstrakte) Konzept, und das Konzept wird eben nicht an (absoluter) Wahrheit, sondern am Leben gemessen, daran eben, ob dieses konkret fördert oder hemmt. Und die Kraft oder auch Sphäre der Herstellung von Konzepten ist die menschliche Fantasie, deren wichtigstes Präzisionsinstrument die (fröhliche) Wissenschaft darstellt (allen voran die Mathematik als ultimative Kunst der Abstraktion).

In der wahrnehmenden, d.h. konzipierenden Fantasie gibt es keine strikte Trennung von Objekt und Subjekt, keine objektive Wahrnehmung oder/und keinen rein subjektiven Beobachter einer scheinbaren Welt. Es gibt auch kein dominierendes Projizieren des Innen nach Außen, oder umgekehrt. Im stetigen Konstruieren des Außen verleibt sich das konzeptuelle Denken die werdende Welt ein und entwirft fortwährend ein niemals schon gegebenes oder gar beständiges Ich. Bewusstes Denken existiert nicht, um sich einer Essenz der Dinge zu nähern, sondern eben möglichst weit davon zu entfernen, ihnen einen Sinn zu geben, gerade um offene Verbindungen (zwischen Menschen, zwischen Dingen, zwischen Menschen und Dingen) und gemeinsame Verwendung bzw. Handlung (Schaffen einer ganz besonders auf Mitteilung oder Kommunikation basierender Kultur) zu ermöglichen. Das Konzept ist das Resultat dieses geistigen Prozesses. Das »In-der-Welt-Sein« (Sloterdijk 1: 20) »der Natur gemäß« (Epiktet: *Vom Gesetz des Lebens*, in: Weinkauff: 68) ist »Schaffung der Welt« (JGB: 15), das Bauen einer Kultur als einer zweiten Natur. Die Gleichung »Denken = Entwerfen« suggeriert, im besten Fall (für uns edlen allzumenschlichen Stoiker) gelinge uns ein konzeptuelles Denken, d.h. ein immer auf das Konzipieren einer lebenskonformen Existenz ausgerichtetes Denken, einer erneuten Möglichkeit einer menschlichen Welt.

19. Entropie und Ordnung

1. Der Gedanke der ewigen Wiederkunft: seine Voraussetzungen, welche wahr sein müßten, wenn er wahr ist. Was aus ihm folgt. 2. Als der *schwerste* Gedanke: seine mutmaßliche Wirkung, falls nicht vorgebeugt wird, d.h. falls nicht alle Werte umgewertet werden. 3. Mittel, ihn zu *ertragen*: die Umwertung aller Werte: nicht mehr die Lust an der Gewißheit, sondern an der Ungewißheit; nicht mehr »Ursache und Wirkung«, sondern das beständig Schöpferische; nicht mehr Wille der Erhaltung, sondern Macht usw. nicht mehr die demütige Wendung »es ist alles *nur* subjektiv«, sondern »es ist auch *unser* Werk!« seien wir stolz darauf! (WZM: 692)

Nietzsche beabsichtigte kurzzeitig, seinen schwersten Gedanken (die ewige Wiederkunft) naturwissenschaftlich zu beweisen. »Der Satz vom Bestehen der Energie fordert die *ewige Wiederkunft*« (WZM: 693). Hier spielte Nietzsche auf die Entdeckung des ersten Hauptsatzes der Thermodynamik an (des Energieerhaltungsprinzips der Physiker Joule, von Mayer und von Helmholtz). Zumal mit Poincarés Wiederkehrrsatz betrachtet, wäre

mit diesem ersten Satz rein konzeptuell eine wahrhaftige Wiederkehr des Gleichen, wenn auch recht unwahrscheinlich, so doch immerhin denkbar.

Aber dieses von Nietzsche neu konzeptualisierte (alte) zyklische Prinzip ist ja »nur« die antreibende Kraft des Willens zur Macht. Es wäre damit also das übergeordnete Konzept des Willens zur Macht zu beweisen, und mit solch kuriosen Absichten unter dem Joch dieses wahrhaftigen Willens zur Kunst nach stabilen ästhetischen Prämissen (FW: 127) zu suchen führt das ganze Unternehmen vielleicht ad absurdum. Es hieße, die Unwahrheit wissenschaftlich bewahrheiten zu wollen – ein Widerspruch in sich und ein Widerspruch zu allem bereits Gesagten und namentlich zu allem das ewige Werden Betreffende. Aber muss man denn das Werden, das ewige Entstehen und Vergehen allen Geschehens, »beweisen«, muss man die »Zeit« noch beweisen? Hieße es nicht, dem scheinbar logischen Prozess noch ein Ziel anzudichten, ein Bild, ein intentionales Sein als Abschluss des ewigen Werdens? Aber »hätte die Welt ein Ziel, so müsste es erreicht sein. [...] Die Tatsache des »Geistes« als eines Werdens beweist, daß die Welt kein Ziel, keinen Endzustand hat und des Seins unfähig ist« (WZM: 692).

In einer fröhlichen Wissenschaft ist mit dem ersten Hauptsatz der Thermodynamik und mit dem Wiederkehrsatz also lediglich die Kraft eines Prozesses »bewiesen« (erklärt), ohne damit die für das Leben fundamentalen »Metamorphosen des Seienden (Körper, Gott, Ideen, Naturgesetze, Formeln usw.)« (KSA12, § 7[54]) infrage zu stellen, d.h. endgültig fixieren zu wollen. Der »freie« Geist braucht immer Gewissheit über die Ungewissheit des Lebens. Da »Erkenntniß an sich im Werden unmöglich« (KSA12, § 7[54]) ist, so ist Erkenntniß nur möglich »als Irrthum über sich selbst, als Wille zur Macht, als Wille zur Täuschung« (KSA12, § 7[54]). Um das Leben zu erhalten, haben wir also immer die Ziellosigkeit der offenen Spirale zu postulieren, kein letztes Bild, kein absolutes Sein. Und schließlich fand Nietzsche im zweiten Hauptsatz der Thermodynamik das fröhliche Postulat dieses ewig offenen Werdens. Gegen Poincarés rein mathematischer Wiederkehr erklärt dieser Satz, dass die Energiewandlung in thermodynamischen Prozessen eben nicht umkehrbar ist. Damit führt die zyklische Kraft des wiederkehrenden Prozesses nicht mehr zur ewigen Wiederkunft des Gleichen, sondern zur ewigen Selektion (WZM: 690f.). Es gab damit ein erstes und ultimatives Gesetz der (dissipierten) Verwandlung oder (unscharfen) Veränderung, ein übergeordnetes »Gesetz der Ungesetzlichkeit«, des ewig dynamischen Spiels des Lebens (konzeptuell steht die Selektion im Willen zur Macht somit für den Äquivalenzwert der Verwandlung). Mit Deleuze könnte man diese stetige und irreversible Ausdifferenzierung (bzw. Dissipation) von Energie, dieses »Naturgesetz« der Veränderung, das »über der Herrschaft der Gesetze steht« (Deleuze 2: 21), als die ewige Wiederholung der Differenz bezeichnen.

Neben seiner Konzeption des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik führte R. Clausius 1865 noch den erschreckenden Begriff der Entropie ein (Entropie bedeutet Verwandlungspotenzial). Bis zur Kernspaltung (Atombombe) warf kein anderer Begriff einen ähnlich brutalen Schatten über die Menschheit. Denn irgendwann wird das ewige Werden doch zum ewigen Sein; irgendwann ist es eben erstarrt und alles Gestirn erloschen; es ist dann die »tote Kugel« des Parmenides (PHG: 70). Der Wärmetod als endgültiges Gesetz (oder letzte »Notwendigkeit«) der Entropie war auch der ultimative Schlüssel zum Weltgeschehen. Gottes Tod schien mit diesem letzten Mord nun endgültig besiegelt. Neben Nietzsches kurzzeitigen naturwissenschaftlichen Absichten ist die

langwierige, unfertige metaphysische Entwicklung des Willens zur Macht nicht übertriebenermaßen als direkte Reaktion auf die »physikalischen Ereignisse« seiner Zeit zu verstehen. Das Wenige der Welt, das für unsere Sinne greifbar erscheint (denn ca. 80 % der Welt bzw. des Alls liegen immer noch im Dunkeln unserer Sinne bzw. Instrumente)²², das wir filtern und in (absonderliche) Erklärungen packen, »flüchtet« in die Entropie; es »wird« (nahezu) ewig. Aber wie schon angedeutet, reicht die (Metaphysik der) Kunst tief ins Innere der Welt, und Gott lebt nicht (mehr) im kalten Außen eines endgültig verlorenen Himmels (mit Einsteins Abschaffung seines mystischen Ethers [M. Planck, in: Cassirer: 13]), sondern tief im Inneren des Lebens. Aller Ungesetzlichkeit (der Entropie) zum Trotz schafft sich das Leben seine eigenen Gesetze. Analog zum notwendigen geistigen Prozess, ewig das Sein zu schaffen, also gegen die »offensichtliche Entropie« des Werdens anzukämpfen, finden wir dieses ewige Schaffen einer provisorischen Ordnung (eines provisorischen Seins) auch im körperlichen Prozess der Materie bzw. im biologischen Prozess unserer Zellen. Anders gesagt, wir finden die »ästhetischen Menschlichkeiten«²³ der Metaphysik der Kunst auch noch in jeder lebenden Zelle.

Vom Standpunkt des lebensfreudigen Menschen aus könnte man nicht nur aus reiner Bosheit die klassische Metaphysik als eine etwas morbide, lebensferne Angelegenheit bezeichnen, und das genau hat ja Nietzsche auch zeitlebens allen Hinterweltlern vorgeworfen. Kommen wir also nochmals auf das alte Philosophenproblem des Seins und Werdens zurück bzw. auf die Annahme, dass beides nicht dasselbe bezeichnet, und stellen wiederum versuchsweise eine Analogie zur Physik her (die Analogie als ein Grundzug des Denkens verstanden [KSA7, § 19 [179]]). Denn mit der Quantenmechanik haben wir erstmals eine theoretische Betrachtungsweise, die sämtliche in der Natur vorkommenden Phänomene, d.h. anorganische und organische, zusammenbringt (auf der Ebene der Atomaggregate [Schrödinger: 105f.]). Das philosophische Sein stellt sich gerne als etwas Absolutes da, als etwas in sich Ruhendes, perfekt im Gleichgewicht stabilisiertes Fertiges.²⁴ Das Werden wäre der Gegensatz dazu, etwas Relatives, sich in Bewegung befindliches unstabiles Unfertiges. Wenn man diesen abstrakten Auffassungen anhand der nicht weniger abstrakten Thermodynamik eine dennoch etwas greifbarere Vorstellung geben möchte, sehen wir recht schnell den springenden Punkt unserer ganzen Untersuchung. Dem abstrakten absoluten Sein im konkreten Dasein (Weltgeschehen) entsprächen in unserer Analogie zwei mögliche absolute Zustände der Dinge: entweder der Zustand der maximalen oder aber der der minimalen Entropie. Beide Zustände sind zwar physikalische Gegensätze, führen aber für den Normalsterblichen zum gleichen absoluten Ergebnis: zum Tod (Schrödinger: 128). Für jegliches Dasein verschwindet mit dem Zustand maximaler Entropie »die ganze Körperhaftigkeit, und übrig bleibt ein totes, träges Stück Materie« (Schrödinger: 123). Der Zustand der minimalen Entropie entspricht ganz einfach dem Dasein beim absoluten Nullpunkt von -273°C (Schrödinger: 123ff.),

22 »83 Prozent der Welt sind noch verborgen« (*Bild der Wissenschaft* 12/2011).

23 »Der Gesamtcharakter der Welt ist dagegen in alle Ewigkeit Chaos, nicht im Sinne der fehlenden Notwendigkeit, sondern der fehlenden Ordnung, Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit, und wie alle unsere ästhetischen Menschlichkeiten heißen« (FW: 127).

24 »[...] während Parmenides das wahrhaft Seiende wie eine ruhende tote Kugel anschaute« (PHG: 70).

dem von Clausius eingeführten Wärmetod, den man etwas einfühlsamer auch als Kälte-tod bezeichnen könnte.

Ganz korrekt wird das Leben im Universum oft als Ausnahmephänomen bezeichnet, bzw. als (noch) nicht erklärbares, abstrahierbares Phänomen des Widerstandes. Es wider-setzt sich der Entropie anhand der von Schrödinger dargelegten Negentropie. Aber selbst diese Ausnahme folgt eben keinen stabilen Gesetzen (oder dem Gesetz eines stabilen Plans), und die Evolution ist, im Gegensatz zu manchen hegelianisch angehauchten Interpretationen von Darwins Theorie, eher ein Prozess glücklicher Unfälle (sprungarti-ger Mutationen); auch hier gleicht das Werden mehr einem unvorhersehbaren Würfel-spiel (Schrödinger: 72ff.). Anhand unserer ›physikalischen‹ Analogie ließ sich das Wer-den als »das natürliche Streben der Dinge, sich dem chaotischen Zustand anzunähern« (Schrödinger: 128) bezeichnen. Das Sein hingegen, wäre treffend mit unserer, teils ob-sessionellen, menschlichen ›Ordnung‹ bezeichnet, als äußerst begrenzte Ausnahme, als geordnetes Fragment im dominierenden Chaos. Auch inwiefern Denken dem Leben und damit dem Entwerfen entspricht, verstehen wir am besten mit diesem ›analogen‹ Begriff der Ordnung (Alberti). Denn diese ist eben das Gegenteil der Entropie, und mit ihr ent-zieht sich das Leben (vorübergehend) »dem raschen Verfall in einen unbewegten ›Gleich-gewichtszustand« (Schrödinger: 124). Und Ordnung, physikalisch auch als negative En-ropie bezeichnet, ist eine ganz konkret messbare Größe!²⁵ Das Sein entspricht der Ne-gentropie, dem menschlichen Ordnen, dem Schaffen von mehr oder weniger komple-xen Strukturen, Systemen etc. Rein biologisch/physikalisch im Sinne Schrödingers aus-gedrückt, entspräche Architektur dem Entwerfen einer großmaßstäblichen Lebenszelle (hier Artefakt), die ihre Entropie (das ›Werden‹) mittels Ordnung und Technik (also mit-tels der Akkumulation von Negentropie) möglichst gering hält. Das Leben ist also die-se Verzögerung der Entropie, der kurzzeitige Kampf gegen den Wärmetod des Univer-sums. Das Sein, unsere Wahrheiten, Systeme, Gott etc. sind unsere menschlichen Waf-fen dieses illusorischen und doch äußerst realen Kampfes gegen das nicht zu umgehende Schicksal des Universums, gegen das unschuldige Werden.

Kunst als Wille zur Überwindung des Werdens, als »Verewigen«, aber kurzfristig, je nach Perspektive: gleichsam im Kleinen die Tendenz des Ganzen wiederholend. (KSA12, § 7[54])

Aber das Sein als Ordnung verstanden ist kein Widerspruch des Werdens, sondern nur eine Art ›modus operandi‹ des (nicht nur menschlichen) Lebens, die Transmutation eines Fragmentes des Chaos, ein relatives, gebremstes, kontrolliertes Werden, in einem ›labi-len‹ Zustand zwischen maximaler und minimaler Entropie. Das Sein führt also zum Wer-den (zum Leben), es ist nichts Gegebenes, sondern das explizit vom lebenden Organis-mus Geschaffene, stetig aus dem Werden zu Schöpfende, um diesen labilen Zustand zu erhalten. Das Sein ist bedingt vom – und immer in Bezug zum – Werden. Schrödingers (physikalische) Untersuchung der Frage: »Was ist Leben?« ist natürlich von größtem phi-losophischem Interesse (sowie umgekehrt die griechische Philosophie Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Untersuchungen war), denn sie behandelt vor allem die Frage:

25 $- (Entropie) = k \log (1/D)$ (Schrödinger: 129).

»Was ist Denken?« Auch er sah wie Heraklit nichts als Werden (GT: 174). Leben »ist« nicht, sondern Leben »wird!«²⁶ Das Sein, eben konzeptuell gedacht, entspricht bei ihm der Ansammlung von Information, ist also immer nur eine provisorische Bilanz in einem kontinuierlichen Prozess, der Entwicklung des Lebens. Leben benötigt diese Ansammlung von Information, das Ordnen oder auch Kodifizieren. Jede (Hirn-)Zelle arbeitet nach diesem Prinzip, aber vor allem gerade unser Gehirn als Ganzes. Schrödingers Buch ist nicht nur ein Meilenstein auf dem Weg zur Molekularbiologie und Genforschung, sondern eine Revolution der kognitiven Wissenschaften und damit auch der Philosophie.

Bezogen auf das Leben (als Werden) ist Mathematik eine Art statistische Darstellung »präziser Ungenauigkeit« (\sqrt{n} -Gesetz), so, wie auch physikalische Gesetze immer nur »annäherungsweise genau« sein können.²⁷ Aber sie entspricht (und entspringt natürlich) dem Wesen unseres Denkens. Denn auch unser ganzheitlicher Erkenntnisapparat (Gehirn und Sinnesorgane) ist ein sehr grobes Sieb. Nicht nur anhand Schrödingers physikalischen Erklärungen des Lebens, sondern auch anhand der oben erwähnten Autistenforschung erkennen wir, »wie nutzlos sie [unsere Sinnesorgane] sein würden, wenn sie zu empfindlich wären« (Schrödinger: 50). Die Ungenauigkeit ist eben lebenserhaltend. Dieses grobe Sieb erstellt geradezu eine alternative Realität, eine vereinfachte Mitte, eine Stetigkeit, die es konkret, in jedem Einzelfall, nicht wirklich gibt. Es ist eine Art statistische Realität, für die wir eben Gesetze und Formeln (er)finden können. Seit spätestens Max Planck ist Realität, d.h. das ewige Werden, vor allem Unstetigkeit (Schrödinger: 94). Jedes Gesetz, jede Wahrheit ist also eine Vereinfachung der Realität, eine sehr grobe, artifizielle Realität, die es ermöglicht, (analoge) Verbindungen herzustellen, d.h. ein Verstehen von Zusammenhängen zu ermöglichen. Unser grober Erkenntnisapparat erfindet eine wunderbare Logik, ein ihm entsprechend grobes Organon (z.B. die abstrakte Mathematik oder die begriffliche Sprache) um das Verständnis einer vom Denker reduzierten Welt zu ermöglichen.

Der Wille zur Macht *interpretiert*: bei der Bildung eines Organs handelt es sich um eine Interpretation; er grenzt ab, bestimmt Grade, Machtverschiedenheiten. [...] *Der organische Prozeß setzt fortwährendes Interpretieren voraus.* (KSA12, § 2[148])

Denken ist ausschließlich als konzeptuelles Denken zu begreifen. Die Welt denken ist immer die Welt entwerfen. Setzen wir an die Stelle der »wunderbaren Erfindung der Logik« (KSA7, § 19[102]) eine erstaunliche Unlogik: Wahrheit ist immer Entwurf, aber Entwurf ist niemals Wahrheit! Leben, Denken, ist das Schaffen einer relativen Ordnung des eigentlich menschlichen »Materials«, d.h. der Empfindungen oder Erfahrungen« (Schrödinger: 40). Gibt es noch eine klarere Analogie zur Architektur? Das Denken ist somit als das wilde Denken zu begreifen, als das dem Werden zugewandte Denken. Das Denken-Entwerfen »lebt« unter dem Joch des Dionysos. Solange ich denke/entwerfe, werde ich. Anders steht es mit dem Gedanken, d.h. der Idee, dem Begriff. Ich habe einen Gedanken, also bin ich. Der Gedanke »steht« unter dem Joch des Apollo(n). Er entspricht

26 »Ein Gen ist nicht, ein Gen wird« (E. P. Fischer, in: Schrödinger: 19).

27 »Wenn wir hier das strenge »mathematisch exakte« Gesetz anführen, so deshalb, weil wir betonen wollen, daß seine physikalische Exaktheit in jedem Einzelfall in Frage steht« (Schrödinger: 41ff.).

dem Sein, der geschaffenen Ordnung. »Sein Chaos zwingen, Form zu werden (KSA13, § 14[61])«, nannte Nietzsche diesen Prozess.

Es gibt keine autonome Disziplin, kein autonomes oder anderes Denken in der Architektur, Philosophie, Kunst oder Wissenschaft. Hier wie dort denken wir auf gleiche Art und Weise (KSA7, § 19[76]). Und der Grundzug des Denkens ist neben der Abstraktion das analoge Denken. Analogie aus Analogie (KSA7, § 19 [179]), Ordnung aus Ordnung (und dies ist eben kein Zufall, sondern durchaus physiologisch bedingt: »eine waltende Ordnung« [Schrödinger: 135] besitzt die Kraft, »sich selbst zu erhalten und geordnete Vorgänge hervorzurufen. [...] Es sieht also fast so aus, als ob wir uns im Kreise bewegen« [Schrödinger: 135]). Es geht in erster Hand nicht nur darum, ob der Gedanke, die Idee, »praktisch« funktioniert, sondern darum, durch dieses Schaffen von Beziehungen, Analogien etc. »den Anfang einer Ordnung im Universum zu etablieren« (Lévi-Strauss: 21). Es gibt also ein grundlegendes Bedürfnis aller »Denker« (um hier das den Menschen auszeichnende Merkmal des Denkens in den Vordergrund zu stellen): die Reduktion chaotischer Wahrnehmung. Diese wilde »Forderung nach Ordnung« (Lévi-Strauss) ist die primitive Grundlage jedes Denkens.

Die Absicht war, sich auf eine nützliche Weise zu täuschen: die Mittel dazu, die Erfindung von Formeln und Zeichen, mit deren Hilfe man die verwirrende Vielheit auf ein zweckmäßiges und handliches Schema reduzierte. (WZM: 399)

Wie wir weiter oben (und entfernt an Descartes angelehnt) geschildert haben, ist das Denken die Bedingung unseres Werdens (es gibt kein Existieren im Sinne eines Seins, sondern nur das ewige Werden des Menschen). »Sein oder Nichtsein?« war die existenzielle Frage Hamlets gegenüber zwei sich gegenseitig ausschließender Zustände. Nachdem wir aber nun wissen, dass das Sein nicht ohne das Werden existiert, dass sich beides nicht nur nicht ausschließt, sondern sich geradezu bedingt, dass jedoch das Werden im Sinne der Entropie alles Leben und Geschehen dominiert bzw. beendet, hätte es für Hamlet nur die vorübergehende Frage »Werden oder Nichtsein?« gegeben; kürzer gesagt: Ein reines Sein wäre mit Nichtsein identisch.

So wenig wie es ein Ding an sich gibt, so wenig gibt es auch eine Ordnung, eine Lesbarkeit, eine »Wahrnehmung von Formen« (Rossi: 17ff.) oder topologische Konfigurationen an sich. Es existiert einzig eine vielleicht angeborene Empfindung gegenüber der Horizontalen und der Vertikalen (Le Corbusier 4: 20), die zusammen den rechten Winkel ergeben. Wir stehen im Lot und wir liegen, ruhen, schlafen, wenn möglich, waagrecht. Dies ist eine Art »natürliche Ordnung«, die nichts mit Ästhetik, sondern mit den Grundbedingungen des Lebens, vor allen Dingen mit der Schwerkraft, zu tun hat (der rechte Winkel ist also nur im Schnitt eine resultierende »natürliche Ordnung«, im Grundriss gehorcht er lediglich verschiedenen pragmatischen Ansprüchen, ohne aber Bedingung zu sein).

Le Corbusiers berühmte Definition der Architektur als das »kunstvolle, korrekte und großartige Spiel der unter dem Licht versammelten Baukörper«, ²⁸ geht auf seine eige-

28 »L'architecture est le jeu savant, correct et magnifique des volumes assemblés sous la lumière« (Le Corbusier 4: 16).

ne, dem Einfluss Fröbels ausgesetzte Kindheit zurück (Vogt: 289). Auch er versuchte sich noch mit Bauklötzen am »unschuldigen« Werden. Das experimentelle Spiel der Bauklötze ist ein nicht zu unterschätzendes Kindheitserlebnis, ein Spiel von Ordnung und Affekt.²⁹ »Im Bauwerk soll sich der Stolz, der Sieg über die Schwere [...] versichtbaren« (GD: 137f.). (Nietzsche meint hier natürlich den »Sieg über den Geist der Schwere« [KSA10, § 11[19]], und es gilt eben im Weiteren, einen »Baustil für diese Seele« [KSA10, § 11[20]] zu entwickeln.) Aus Stehen oder Fallen wird ein erstes metaphorisches Spiel von Sein oder Nichtsein, von Sein und Werden. Das Stehen, das Auftürmen, steht für das Aufrechterhalten der Lebensbedingungen, der Schaffung einer (vertikalen) Ordnung, die Entnahme von Negentropie (»die erstaunliche Gabe eines Organismus, einen ›Strom von Ordnung‹ auf sich zu ziehen« [Schrödinger: 134]), das Schaffen unseres Seins. Das Fallen ist der Rückfall in das Werden, der Entzug unserer geschaffenen Lebensmöglichkeit, unser erneuter Abfall in die Entropie. Gerade das Auftürmen, der Turmbau, aber auch der Brückenbau, verkörpern dieses frühe Spiel mit den Erwartungsaffekten (Angst, Furcht, Schreck, Verzweiflung, Hoffnung, Zuversicht [Bloch: 121]), das genauer gesagt ein Affektspiel des Ausdifferenzierens von Sein und Werden darstellt. Der Zusammenhang von Ordnung und Affekt ist offensichtlich, aber er bleibt ein Spiel (des Willens zur Macht), ein unschuldiges übermütiges Würfelspiel unter dem Himmel Zufall, jenseits aller Vernünftigkeit (Z: 183/255). Es gibt keine strenge Kausalität zwischen Erkennen, Ordnung und Affekt. Denken/Entwerfen/Empfinden findet jenseits von Wissen statt!

Das Sein und das Werden sind die beiden sich ergänzenden Seiten der Kunst sowie der menschlichen Psyche (KSA12, § 2[110]). Apollo ist nicht ohne Dionysos zu denken-entwerfen. Das Sein entsteht aus dem Werden. Das Eine ist das abstrahierte Andere. Das Werden ist Kants Kraft und Materie, aus der er mitten im Fluss der Dinge eine allzumenschliche Welt baut, unser festgemachtes Sein, schafft. Das Werden ist somit noch im Sein enthalten, nur reduziert, vereinfacht, abstrahiert, bearbeitet wie das verkleinerte Stück Natur als Stein im Bau. Sein und Werden sind nicht im Widerstreit. Es ist abermals eine Sache der Dosis für den bedürftigen Menschen. Der monotheistische Gott stellt als die rein konzeptuell sublimste Form und höchste Dosis des Seins einen der am weitesten entfernten Punkte von der absoluten Entropie des Werdens dar, den Nullpunkt der Skala und damit auch den Nullpunkt des Lebens. Vom höheren Menschen zum Übermenschen kann die Dosierung abweichen, mit dem wahrhaft wilden Denken könnte im erhabenen Spiel des Denken-Entwerfens also eventuell die Dosis an Sein reduziert werden.

Das »Sein« als die Erdichtung des am Werden Leidenden. [...] Mit dem Namen »apollinisch« wird bezeichnet das entzückte Verharren vor einer erdichteten und erträumten Welt, vor der Welt des *schönen Scheins* als einer Erlösung vom *Werden*: auf den Namen des Dionysos ist getauft, andererseits, das Werden aktiv gefaßt, subjektiv nachgefühlt,

29 Nochmals zum schon zitierten kindlichen Spiel bei Schwarz: »Was die Erde uns zeigt ist ein unerschöpflicher Fluss von Einfällen und Zusammenstellungen. Was aus ihr zu erschliessen wäre, wäre ein unendlich kindlicher Geist, der in anmutiger Willkür sich darüber freut, dass ihm so viel einfällt, mitten im alten Spiel wieder ein neues. [...] Warum spielt der Mensch denn nicht mit? Warum bringt er seinen Einfall nicht mit in das Spiel, dass er mitklingt [...]? Warum fehlt gerade ihm, dem finsternen Tyrannen der Sinn für die Anmut des Wirren?« (Schwarz: 229)

als wüthende Wollust des Schaffenden, der zugleich den Ingrim des Zerstörenden kennt. (KSA12, § 2[110])

20. Ordnung und Wirkung

Welche Gegenden dauernd erfreuen. – Diese Gegend hat bedeutende Züge zu einem Gemälde, aber ich kann die Formel für sie nicht finden, als Ganzes bleibt sie mir unfafßbar. Ich bemerke, daß alle Landschaften, die mir dauernd zusagen, unter aller Mannigfaltigkeit ein einfaches geometrisches Linien-Schema haben. Ohne ein solches mathematisches Substrat wird keine Gegend etwas künstlerisch Erfreuendes. Und vielleicht gestattet diese Regel eine gleichnishafte Anwendung auf den Menschen. (MA, II, § 115)

Jede rationale Auseinandersetzung mit Architektur hat ihre emotionale Dimension ins Zentrum zu rücken (der Kopf ist nur das beste Werkzeug unserer Affekte, nicht ihr Gegensatz; er ist ihre Bereicherung oder ergänzende Offenbarung in geistig operationalen oder konkret umsetzbaren Bildern [vgl. Damasio: 122f.]). Was der Architekt oder Ingenieur leicht als Stammtischdiskussion abtut, ist jedoch ihr zentrales Element, z.B. die emotionale Wirkung eines skandalösen und inakzeptablen Eiffelturmes beim Aufbau 1889 und sein heute Umgekehrtes auslösender Effekt einer neuen Französischen Revolution, würde man dieses alte Skandalobjekt nun entfernen wollen. Nur um diese potenzielle Wirkung geht es bei der Realisierung eines Entwurfes und wie man ganz konkret damit umgeht (reißt man den Eiffelturm gleich wieder ab, um die Nation zu beruhigen, oder vertraut man der Zeit). Aber es geht niemals darum, einer abstrakten Idee oder letzten Instanz einer Hinterwelt gerecht zu werden. Der Mensch ist Ausgangspunkt und Endziel des Entwurfs (selbst wenn man heute natürlich aus anderen Gründen wieder vermehrt die Natur als übergeordnete Instanz in den Vordergrund rückt). Das meint auch Alberti, wenn er von der Kunst des Wohlbefindens spricht: Ein Eiffelturm zum 100. Geburtstag der Französischen Revolution darf ruhig ein (emotionales) Feuerwerk sein, nicht dagegen der Schlafsaal eines Kindergartens. Es geht eben um nicht mehr als den »einfachen«, gesunden Menschenverstand, oder anders ausgedrückt: Jedes Mehr (an Hinterwelt) hindert uns potenziell an der anspruchsvollsten Aufgabe der Architektur, dem erfassenden Menschenverstand, und damit dem »Wohlbefinden« unserer Affekte, gerecht zu werden (Alberti: 243). Das Erfassen oder Erkennen des gesunden Menschenverstandes ist eben schon Erfinden, das erfinderische Hineinlegen eines Sinnes in die (sinnlosen) Dinge, und dazu gehören z.B. auch so kuriose Abstraktionen, wie ein »mathematisches Substrat« in die Landschaft hineinzulegen, mit dem der Landesplaner (konzeptuell) überhaupt erst operational, d.h. entwerferisch handlungsfähig werden kann (man denke hier wiederum an Mandelbrots fraktale Geometrie der Natur).

Soll man aber, bei dieser Erkenntnis, den später Kommenden das Recht versagen, die älteren Werke nach ihrer Seele zu beseelen? Nein, denn nur dadurch, daß wir ihnen unsere Seele geben, vermögen sie fortzuleben: erst *unser* Blut bringt sie dazu, zu *uns* zu reden. Der wirklich »historische« Vortrag würde gespenstisch zu Gespenstern reden. – Man ehrt die großen Künstler der Vergangenheit weniger durch jene unfruchtbare